

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 5 (1940)
Heft: 2

Artikel: Am Doope suuge : aus der Geschichte einer Redensart
Autor: Strübin, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Tiefe stossen. Dagegen fanden Forscher fast 90 % aller Blüten von einer honigraubenden Hummel über dem Kelche angenagt:

Die Samen reifen über den Winter in der Kapsel aus und werden vom Winde zerstreut. Die Keimung erfolgt erst nach mehreren überstandenen Frösten und nachfolgender Lichteinwirkung. Fehlt das eine oder andere, bleibt die Keimung aus. Diese Keimungsart verrät uns den Enzian als ausgesprochenen Vertreter der Gebirgsflora.

Ein allfälliges Ausgraben der Wild-Enziane und Versetzen in die Gärten des Tieflandes ist aber auch aus anderm Grunde unnütz und ohne Erfolg, da die Pflanze nur in Gemeinschaft mit einem mikroskopisch kleinen Wurzelpilz, mit dem sie eine Art Lebensgemeinschaft eingegangen hat, zu leben und gedeihen vermag.

Nahe verwandt mit dem Clusius-Enzian ist der *Kochsche Enzian* (*G. Kochiana*), der oft zu Tausenden die Alpweiden ziert, aber auch schon an einzelnen Orten infolge unvernünftigen Abreissens verschwunden ist.

Am Doope suuge. Aus der Geschichte einer Redensart.

Von Ed. Strübin, Flims.

Diese Redewendung, die in der alemannischen Schweiz ¹⁾, aber auch in Deutschland ²⁾ weit verbreitet ist, scheint nicht schwer zu erklären: Einer, der nichts zu beissen und zu nagen, einer, der alles durchgebracht hat, einer, der bei einem Mahle zuschauen muss, kann eben *am Doope suuge*. Dann wäre also Doope ein derber Ersatz für *Hand*; derb darum, weil eigentlich nur bestimmte Tiere «Doope» haben; solche Wörter — ich erwähne nur Schnure, Haxe, Pfoote — werden tatsächlich häufig auf Menschen übertragen.

Ist es aber nicht auffällig, dass wir das Wort Doope in unserer Redensart nie durch ein anderes ersetzen, etwa durch «Finger», das doch mindestens ebenso passend wäre? Wir brauchen doch auch: «nach öppisem d'Finger schläcke» (= gluschte) und «öppis us de Fingere suuge» (= etwas aus dem Stegreif tun).

Das kommt daher, dass «am Doope suuge» nicht einfach eine Art Kraftausdruck ist, sondern dass sich darin eine bestimmte alte, uns unbewusste Anschauung verbirgt.

Neben dem Hund hat noch der Bär Doopen. Baredoope heisst in vielen Gegenden der Bärenklau, *Heracleum* ³⁾. Der Bär ist bei uns ausgestorben; in unserer Sprache treibt er noch heute sein Wesen. «Hunger ha, schloofe, schwitze wie ne Bär» sind allbekannte Vergleiche. ⁴⁾ In früheren Zeiten kannte man den Bären nicht nur vom Bärengaben oder vom Zoo her. In dem «Thierbuch» von 1563, der Uebersetzung von Conrad Gesners bahnbrechendem Zoologiebuch «De Quadrupedibus», steht verzeichnet: «Und zuvor (= vor allem) in dem Teutschland im Alpengebirg oder in dem Schweitzerland find man bären die menge.» ⁵⁾

¹⁾ Schweizerisches Idiotikon 7,515.

²⁾ Storfer, Wörter und ihre Schicksale 185.

³⁾ Siehe z. B. Seiler, Die Basler Mundart 24.

⁴⁾ Idiotikon, 4, 1449.

⁵⁾ Für unsere Gegend siehe auch: «Baselbieter Heimatblätter» Nr. 3, 1938.

Im lateinischen Original, in dem er aus schriftlichen Quellen viel altes Wissen zusammenträgt, aber auch Volkstümliches nicht verschmäht, erwähnt er die Redewendung: «er sugt den taapen wie ein bär», die auf einen Armen oder einen Geizhals gemünzt ist. Dieser auch sonst überlieferte Vergleich kommt um die selbe Zeit auch in der Dichtung vor. In einer Solothurner «Tragoedia» von 1549 spricht ein Wächter zu Johannes dem Täufer im Gefängnis: «Nu sitz, sug dapen wie ein bär, din buch ist sust vor öd und lär.» ⁶⁾

Unsere Redensart ist also einmal ein Vergleich gewesen. Welchen Sinn hat aber dieser gehabt? Zur Erklärung ziehen wir mehrere Stellen wieder aus Conrad Gesner bei. Er berichtet nämlich, indem er sich auf antike Autoren stützt, sicher aber auch Selbstgehörtes mitverwertet, ausführlich vom Winterschlaf des Bären. Er behauptet unter anderm: «Ohne andere Nahrung zu gebrauchen lecken sie und saugen gleichsam ihre Pfoten.» Und an anderer Stelle: Zu den Eigentümlichkeiten des Bären gehört «das dappen saugen, schlaffen und lang verborgen ligen.»

In seiner berühmten Eidgenössischen Chronik (1548!) berichtet Johannes Stumpf ähnliches von der Aufzucht der Bärenjungen:

«Nach 14. Tagen erwachend sy und saugend jre tapen: darvon läbend sy / und gebrauchend sich keiner anderen narung bisz sy Fruehlings zeyt herfür gond / als denn suochend sy die kreüter / obs und der gleychen narung.»

Die neuern Forscher, Friedrich von Tschudi in seinem «Tierleben der Alpenwelt» voran, wissen — begreiflicherweise — nichts von einer derartigen Ernährung. ⁷⁾

Nun ist es nicht mehr seltsam, dass man auf den Gedanken kam, einen Armen, der nichts zu beissen hat, mit dem Bären zu vergleichen. Uebrigens ist es nett zu sehen, wie der Vergleich ursprünglich noch einen weiteren Geltungsbereich hatte. So konnte einer, der untätig zu Hause sitzen musste, etwa ein Reisläufer, der sich nach dem Kriegslieben sehnte, von sich sagen, er sauge die Klauen. («Klauen», das weist wieder auf den Bären!).

Durch den Gebrauch hat sich der Vergleich allmählich abschwächen müssen; man dachte nicht mehr an den Bären und liess ihn wohl auch aus dem Spiel, weil man die Redensart gar nicht mehr verstand. So ist es denn zu unserm «Doope suge» oder «am leere Doope suge» gekommen.

Bezeichnenderweise ist im Bernbiet, wo ja der Mutz besonders in Ehren steht, wenigstens bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts unser Vergleich, wenn auch in anderem Sinne, in voller Kraft erhalten geblieben: Von einem, der aus der Berner Staatskasse sein gutes Einkommen hatte, sagte man im Berner Oberland: «Er sugt am Bäre-talpe». Wir brauchen heute im selben Falle das Bild von der Staatskuh, die sich von den vielen Subventionslüsternen melken lassen muss . . .

⁶⁾ Idiotikon 7, 515.

⁷⁾ Auch im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (I, 881 ff.) fehlt ein Hinweis.